



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Necker, M.: F. M. Dostojewsky.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## F. M. Dostojewsky.



In ungewöhnlich kurzer Zeit hat sich der Ruf Dostojewskys in Deutschland verbreitet. In die weiteren Kreise der Gebildeten ist vor ihm von den russischen Dichtern nur Turgenjew gedrungen, den die deutsche Kritik mit großer Begeisterung pries und geradezu als den „Shakespeare der Novelle“ bezeichnete. Gewiß war es die liebenswürdige Kunstform der Novelle mit unter den andern großartigen Vorzügen, welche ihm seinen Triumphzug nicht bloß durch Deutschland ermöglichte und erleichterte. Eine kurze Novelle, eine Skizze aus dem „Tagebuch eines Jägers,“ ein dünner Romanband sind schnell gelesen. Über seine Antipathie gegen die Deutschen als Volk, die er mit jedem Russen teilte, sah man umso leichter hinweg, als Turgenjew nie seine vorwiegend aus deutschen Quellen geschöpfte Bildung — er hatte ja Anfang der vierziger Jahre an der Berliner Hochschule Vorlesungen gehört — und ganz besonders seine große Verehrung für Goethe und seine Belesenheit in dessen Schriften verleugnete.

Einen ungleich schwierigeren Stand hatte Dostojewsky, der zwei Jahre vor Turgenjew, am 28. Januar 1881, starb und erst zwei Jahre nach seinem Tode durch die Übersetzung eines älteren, schon aus dem Jahre 1867 stammenden Romanes (Nasolnikow) in Deutschland bekannt wurde. Ein mehrbändiger Roman erfordert mehr Hingabe vom Leser als eine kurze Novelle, die übrigens auch noch den Geist ihres Autors, wie in einem Focus konzentriert, ausstrahlt. Und Dostojewsky bedarf, recht im Gegensatz zu Turgenjew, ganz ungewöhnlich viel Raum, um sich zu entwickeln und alles, was er zu sagen hat, auszusprechen, eine Eigenschaft, die noch keineswegs eine Inferiorität dem Novellisten gegenüber begründet. Aber trotz seiner größeren Ansprüche an die Aufmerksamkeit des Lesers hat es Dostojewsky nach kaum zwei Jahren soweit gebracht, daß er jetzt auch bei uns als eines der größten dichterischen Genies der Gegenwart überhaupt anerkannt wird, so wie es in seinem Vaterlande schon längst feststeht, wo die Begeisterung und Liebe seines Volkes sich bei seinem Tode in der imponirendsten Weise durch eine allgemein nationale Beteiligung an seinem Leichenbegängnisse kundgab.

Und noch eine Schwierigkeit hat Dostojewsky, im Vergleich mit Turgenjew, im Auslande zu überwinden gehabt, eine Schwierigkeit allerdings, die in seinem ganzen Wesen ebenso tief begründet war, als der Mangel derselben in dem Turgenjews. Der letztere äußerte sich in einem (nach seinem Tode veröffentlichten) deutschgeschriebenen Briefe vom 16. April 1879: „Daß ich mein Vater-

land dem europäischen Publikum etwas näher gerückt habe, betrachte ich als das größte Glück meines Lebens.“ In der That ist Turgenjew der literarische Entdecker des russischen Volkes und seiner Psychologie für das europäische Publikum geworden, wie Georg Brandes in einer Charakteristik desselben mit Recht hervorhob. Turgenjew schrieb und schuf aber auch mit Rücksicht auf dieses Publikum; da er seit dem Jahre 1854 sich ständig außerhalb des Zarenreiches aufhielt, nahm sein Wesen in dem Verkehr mit fast allen Nationen und großen Literaturen des Welttheils einen kosmopolitischen Zug an, der ihn zum besten Erklärer russischen Lebens für Europa machte. Dostojewsky aber hat vom Kosmopolitismus nicht das Mindeste an sich; er schreibt nur für sein eignes Volk. Daß er sich außerhalb Rußlands je aufgehalten hätte, ist nicht bekannt, wohl aber haben die bittersten Schicksale nicht vermocht, seine Anhänglichkeit an die heimatliche Erde zu erschüttern. In jungen Jahren, 1849 (er war geboren am 30. Oktober 1821) widerfuhr ihm das verhängnisvolle Unglück, in Gesellschaft andrer Altersgenossen ganz unschuldiger Weise einer staatsgefährlichen Verschwörung verdächtigt zu werden; er wurde mit den andern zum Tode verurteilt, auf dem Richtplatze aber wurde er zu achtjähriger Verbannung nach Sibirien begnadigt, von wo er erst 1858 wieder zurückkehren konnte. Und doch, wie ergreifend offenbart sich in seinen Dichtungen seine Liebe zur Heimat! Dem zur Deportation verurteilten Dimitry in dem Romane, der uns hier näher beschäftigen soll,\*) giebt man die Mittel an die Hand, nach Amerika zu entfliehen. Aber der Dichter läßt ihn erwidern: „Wenn ich auch entfliehe, mit Geld und Paß ausgerüstet, so ermutigt mich noch der Gedanke, daß ich nicht zur Freude, nicht zum Glücke entfliehe, sondern in Wirklichkeit zu einer andern Sträflingsarbeit, welche vielleicht nicht geringer ist als diese hier! Schon jetzt hasse ich dieses Amerika! Und wenn sie dort alle bis zum letzten wer weiß wie großartige Maschinen sind, oder sonst was — hol' sie der Teufel, meine Leute sind es nicht, meiner Seele nicht verwandt! Rußland liebe ich, den russischen Gott liebe ich, wenn ich auch selbst ein Schuft bin! Dort aber werde ich umkommen!“ (IV, 308.) Dostojewsky ist also, wie man zu sagen pflegt, ein Stockrusse.

Aber noch ein weiterer, höchst wichtiger Unterschied besteht zwischen ihm und Turgenjew; er betrifft das innerste Wesen beider Schriftsteller und läßt sich, überraschenderweise, leicht an Gegensätze anknüpfen, welche wir aus unsrer eignen Literatur sehr genau kennen. Es scheint uns sehr bedeutsam zu sein, daß Turgenjew mit Vorliebe Goethe studirte, und daß Dostojewsky von deutschen Dichtern Schiller mit Verehrung zitiirt; wahlverwandte Elemente unterschieden wohl ihre Neigungen. Wie sich in Goethe und Schiller der natur-

\*) Die Brüder Karamasow. Roman in vier Bänden von F. M. Dostojewsky. Leipzig, Grunow, 1884.

fromme Realist und der ethische Idealist gegenüberstehen, so ist es ähnlich mit den beiden russischen Dichtern, so wenig Gemeinsames sie im übrigen mit den deutschen haben mögen.

Die Ohnmacht des sittlich bewußten Geistes der Natur gegenüber, das ist die Grundanschauung Turgenjew's. Darum herrscht eine so tiefe, hoffnungslose Melancholie in seinen Dichtungen, in denen ein mächtiges und eigentümliches Naturgefühl und das seltenste Vermögen der lyrischen Naturschilderung zunächst ins Auge fallen. Darum ist er recht eigentlich der Dichter der menschlichen Schwäche, darum ist er in überwiegender Weise der Dichter des Weibes. Er wird garnicht müde, jene seine Grundanschauung von der Übermacht der Natur, sei es nun als Leidenschaft oder schwerblütigen Gang oder Willensschwäche oder als völlig unbewußte Macht des dumpfen Gefühlslbens zur Darstellung zu bringen. Darum endlich auch herrscht ein so niederdrückender Fatalismus in seinen Schriften, daß dem Leser das Herz sich bis zum schmerzlichen Aufschrei zusammenschnürt. Kein Dichter der gesamten Literatur, kein Byron und kein Leopardi, kein Hölderlin und kein Lenau vermag eine so hoffnungslos verzweifelte Stimmung im Leser hervorzurufen wie Turgenjew.

Wir wollen nun nicht gerade behaupten, daß sich Dostojewsky vorwiegend mit den lichteften Seiten des menschlichen Lebens beschäftige. Ein Dichter, der, wie er, mitten in einem von tausend sozialen Schäden gequälten Volke, in einem gährenden Zeitalter aufwächst und selbst ein furchtbares Schicksal erlebt hat, kann die Welt nicht in rosigem Lichte ansehen. Auch er behandelt haltlose Charaktere, dunkle Thaten, und seine einzig dastehende Psychologie des Verbrechens (in „Raskolnikow“) ist ja gleich in rückhaltloser Bewunderung anerkannt worden. Aber was ihn, unsrer Meinung nach, sowohl menschlich wie dichterisch weit über Turgenjew stellt, das ist sein starkes ethisches Naturell, sein hohes sittliches Pathos, die ungebrochene Kraft seines Glaubens an das Ideal menschlicher Güte, die sein innerstes Wesen ausmacht, das feste Rückgrat, welches die herbsten Leiden überdauerte und ihm schließlich eine Führerrolle in der Arbeit seines Volkes für die geistige und soziale Freiheit erwarb. Menschlich, sagen wir, ist sein Charakter höher; denn, mit Loge zu reden, ist der Glaube an das Gute ein Entschluß des Willens. Dichterisch ist er im Vorzug; denn die Dichtkunst hat diesen Glauben in letzter Instanz in uns zu befestigen, uns die Harmonie der Welt zur Anschauung zu bringen. Wie tief uns auch der Dichter in den Abgrund menschlicher Schwäche hinabführen darf, sie als die einzige Wahrheit hinzustellen ist ein Fehler, eben weil es nur die halbe Wahrheit ist. Mag er sich die metaphysischen Rätsel zurechtlegen, wie er will, mag er einer religiösen Tradition angehören, welcher er will, gemeinsam ist allen großen Religionen und philosophischen Systemen das Bewußtsein von der Erhabenheit des Geistes über die Natur, die Einsicht, daß sittliches Wollen und natürliches Streben keine unversöhnlichen Gegensätze sind.

So tief also reichen die Unterschiede zwischen den beiden größten Dichtern, welche wir bis jetzt aus der russischen Literatur kennen gelernt haben. Turgenjew ist Kosmopolit als Künstler und lebt die ganze Zeit seines Lebens im Auslande; Dostojewsky geht ganz auf im Studium seines eignen Volkes und hält es für unmöglich, das heilige Rußland je verlassen zu können. Turgenjew ist ein Weltmann, im besten Sinne des Wortes; Dostojewsky hat die Allüren eines Apostels, eines religiös Begeisterten. Turgenjew ist ein metaphysischer und sozialer Pessimist; Dostojewsky verzweifelt nicht nur nicht an der Zukunft seines Volkes, sondern legt mit Hand an das Werk der Reformation, wenigstens in religiöser Beziehung. Turgenjew vertritt den Weltschmerz; Dostojewsky die Weltfreude, deren Evangelium er direkt, in bewußter polemischer Tendenz, verkündet; er ist positiver als jener. Turgenjews größtes Ruhmesblatt ist sein Verdienst um die Aufhebung der Leibeigenschaft des russischen Bauern; Dostojewskys als mächtig bezeugte Einwirkung ist minder leicht ersichtlich, weil sie sich auf die innere Gesinnung seines Volkes erstreckt, die er nicht bloß kritisiert, sondern befruchtet. Turgenjews Erzählungen sind oft getaucht in lyrische Stimmung; Dostojewskys, des Ethikers, Extrem liegt in der Freude am Juristischen. Findet man in der Galerie Turgenjewscher Mannesgestalten kaum einen starken Charakter und straft er mit Nachdruck das Erbübel des russischen Volkes, den maßlosen Hang zur Lüge, sieht er also nichts als moralische Feigheit und Schwäche, so weiß Dostojewsky auch lichte Seiten seiner Volksseele zu schildern, er hebt den tiefen religiösen Sinn derselben hervor, in seinen Dichtungen stehen neben den schwachen auch starke Männer, neben den typischen Lügern auch solche, die mit heißem Bemühen nach Wahrheit streben, sein Weltbild ist reicher und harmonischer als das Turgenjews. Aber freilich gewinnt dieser letztere durch seine, aus dem Studium der Franzosen gewonnene Form, die er als Meister beherrscht, einen Vorsprung vor Dostojewsky, der mit seinem Reichthum nicht Haus zu halten versteht und bei aller Bewunderung, die uns sein Genie Seite für Seite abtrögt, den Leser zuweilen ermüdet.

Einige Stellen aus dem vorliegenden Romane mögen diese Charakteristik illustriren. Gleich im Beginne der „Brüder Karamasow,“ bei der Einführung des jüngsten der drei, des Alexei, erklärt der Dichter in ganz eigenartiger Weise seinen Begriff vom Realismus. Er bezeichnet nämlich Alexei, obwohl er damals im Kloster ist, um Mönch zu werden, als einen Realisten und fügt hinzu: „D gewiß, im Kloster glaubte er vollkommen an Wunder, aber meines Erachtens wird niemals ein Realist durch Wunder beunruhigt. Nicht Wunder machen den Realisten zum Glauben geneigt. Der aufrichtige Realist, wenn er ungläubig ist, findet in sich immer die Kraft und die Geschicklichkeit, an ein Wunder nicht zu glauben, und wenn ein Wunder vor ihm steht als unabweissbare Thatsache, so ist er schneller bereit, seinen Sinnen zu mißtrauen, als die Thatsache zu statuiren. Und wenn er sie statuirt, so statuirt er sie als natürliches Ereignis,

das ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Im Realisten entspringt der Glaube nicht aus dem Wunder, sondern das Wunder aus dem Glauben. Wenn ein Realist einmal glaubt, dann zwingt ihn gerade sein Realismus, auch das Wunder zu statuieren. Der Apostel Thomas erklärte, er werde nicht glauben, es sei denn, er habe gesehen; aber nachdem er gesehen hatte, sagte er: »Mein Herr und mein Gott!« Hat etwa das Wunder ihn gezwungen, zu glauben? Am wahrscheinlichsten ist es, daß es nicht der Fall war, sondern er glaubte lediglich deshalb, weil er zu glauben wünschte, und vielleicht glaubte er vollständig, im geheimsten Herzen, schon damals, als er sprach: »Ich werde nicht glauben, es sei denn, daß ich sehe.« (I, 29.) Dostojewsky gebraucht hier die Bezeichnung „Realist“ in einem bei uns nicht gangbaren Sinne; einen Menschen, der sich auf den thatsächlichen Augenschein nicht so stützt, daß er diesen allein als Wahrheitsbeweis anerkennt, pflegen wir nicht als einen Realisten zu bezeichnen. Wer da sieht, was er zu sehen wünscht, hat mehr Vertrauen in sich selbst, in die Wahrheit, die sein Geist produziert, als in die Außenwelt. Und da es der ideale Held des Romans ist, den der Dichter so charakterisirt, so ist es vielmehr der entschlossenste Idealismus, zu dem er sich in dieser Form bekennt, als der wirkliche Realismus.

Auch aus den als sechstes Buch in den Roman eingeschobenen Bekenntnissen „Aus den Unterhaltungen und Lehren des Starez Sossima“ (eines im Geruche der Heiligkeit stehenden geistlichen Weisen) darf man die eigne Anschauung des Dichters herauslesen; sie enthalten seine Ethik. Und da heißt es u. a.: „Brüder, scheut nicht zurück vor der Sünde der Menschen, liebet die Menschen auch in ihrer Sünde, denn das ist das Ebenbild der göttlichen Liebe und der Gipfel der Liebe auf Erden. Liebet die ganze Schöpfung Gottes, wie das Ganze, so auch jedes Sandkörnchen. Liebet jedes Blättchen, jeden Lichtstrahl Gottes. Liebt die Tiere, liebt die Pflanzen, liebt jegliches Ding. Liebst du jegliches Ding, so wird sich dir Gottes Geheimnis in den Dingen offenbaren. Einstmals wird es dir offenbar werden, und dann wirst du es Tag für Tag immer mehr erkennen. Und schließlich wirst du das ganze Weltall lieben mit alles umfassender, alles umspannender Liebe. Liebet die Tiere. Gott hat ihnen das Prinzip des Denkens und harmlose Freudigkeit verliehen. Stört sie nicht, quält sie nicht, nehmt ihnen nicht den Frohsinn, handelt nicht dem Gedanken Gottes zuwider. Der Mensch überhebe sich nicht den Tieren gegenüber; sie sind sündlos, er aber in seiner Größe verfezt die Erde durch seine Erscheinung in Fäulnis und läßt seine faulige Spur hinter sich — o weh, fast jeder von uns. Liebet besonders die Kinder, denn auch sie sind sündlos, gleich den Engeln, sie leben zu unsrer Demütigung, zur Reinigung unsrer Herzen und gleichsam als Beispiel für uns. Fluch dem, der ein Kind gekränkt hat. Mich hat der Vater Ansim (sein Begleiter beim Pilgern) gelehrt, die Kinder zu lieben. Auf unsern Wanderungen hat dieser liebe Schweiger ihnen für geschenkte Groschen

Lebkuchen und Zuckerwerk gekauft und verteilt; er konnte nicht an ihnen vorübergehen, ohne daß seine Seele erbebte. . . . Meine Freunde, bittet Gott um Fröhlichkeit. Seid heiter wie die Kinder und die Vögelin des Himmels.“ (II, 202 bis 204.)

Der ganze Dostojewsky spiegelt sich in diesen Worten; was er hier als Gebote hinstellt, das führt er als Künstler, und zwar als ein Dichter ersten Ranges, in seinem Roman aus: er schildert Kinder z. B. mit hinreißender Wärme. Wollte man indes aus diesen mit großer Virtuosität den Ton mittelalterlicher Mystiker nachahmenden Fragmenten den Schluß auf ein orthodoxes Christentum als Glaubensbekenntnis Dostojewskys machen, so würde man sehr irren. Vielmehr ist er ein Gegner alles absolutistischen, autoritativen Kirchentums, ein Gegner, der an satirischer Kraft den größten Geistern, welche für die Freiheit des Gewissens gestritten haben, füglich gleichgestellt werden kann. In nichts weniger als in mönchischer, thatenloser Beschaulichkeit und Askese erkennt er sein Lebensideal: den Vertreter seiner Ideale, eben jenen oben erwähnten Alexei, den jüngsten der drei Brüder Karamasow, läßt er von seinem Lehrer, dem Weisen Sossima, selbst aus dem Kloster in die Welt schicken, dort seinen Beruf zu erfüllen. In sarkastischer Weise geißelt er den Anflug des Einsiedlertums durch einige lächerliche Gestalten; er macht sich lustig über den Heiligentumult, und eins der ergößlichsten Kapitel im Roman ist jenes, welches die Enttäuschung des abergläubischen Volkes schildert, als der Wohlgeruch von der Leiche des Starek Sossima nicht, wie erwartet wurde, ausströmt, sondern vielmehr ein ungewöhnlich schnell eintretender Leichenverwesungsprozeß die Räume höchst unerträglich macht — mit der Heiligkeit des Verstorbenen nimmt deshalb auch bei diesem Böbel ein schnelles Ende. Mit der Ironie, die eines Pascals würdig ist, geißelt Dostojewsky in der Form einer Legende, „Der Großinquisitor,“ das Treiben des Jesuitismus und des katholischen, auf Gehorsam und Autorität gegründeten Systems. (II, 95 fg.)

„Soviele Jahrhunderte hindurch hatte die Menschheit in flammendem Gebete gebetet: »Gott, Herr, komme zu uns,« daß er, in seinem unermesslichen Mitleide, zu den Betenden hat herabsteigen wollen. O, es war nicht jenes Herabsteigen, wann er nach seiner Verheißung am Ende der Zeiten in ganzer himmlischer Herrlichkeit erscheinen wird, und wann es plötzlich sein wird »wie ein blendender Blitz vom Aufgang bis zum Niedergang.« Nein, für einen Augenblick nur will er seine Kinder besuchen, und zwar gerade dort, wo eben die Scheiterhaufen der Ketzer prasselten. In seiner unermesslichen Herzensgüte will er noch einmal inmitten der Leute einerschreiten, in derselben Menschengestalt, in welcher er dreiunddreißig Jahre lang vor fünfzehn Jahrhunderten unter ihnen einhergewandert war. Er steigt herab auf den „heißen Marktplatz“ der Stadt des Südens, Sevilla, wo eben, gestern erst, in einem „prächtigen Autodafe“ im Beisein des Königs, des Hofes, der Ritter, der Kardinalen und der schönsten

Damen des Hofes, in Gegenwart der zahlreichen Bevölkerung Sevillas von dem Kardinal-Großinquisitor fast ein volles hundert von Kettern auf einmal ad majorem Dei gloriam verbrannt worden war. Er erscheint leise, unmerklich, und siehe da, alle — merkwürdig ist es —, alle erkennen ihn. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt sich das Volk zu ihm, es umringt ihn, es sammelt sich um ihn, es folgt ihm nach. Schweigend schreitet er durch die Menge mit dem stillen Lächeln unendlichen Mitleides. Eine Sonne der Liebe brennt in seinem Herzen, aus seinen Augen brechen Strahlen des Lichtes, der Erleuchtung und der Kraft, und auf die Menschen sich ergießend machen sie ihre Herzen von Gegenliebe erbeben. Er streckt ihnen die Hände entgegen, er segnet sie, und von seiner Berührung, ja selbst von der Berührung seiner Gewänder geht heilende Kraft aus. Christus macht einen blinden Greis sehend, ein totes Kind erweckt er auf den flehenden Jammer der Mutter, Kinder streuen Blumen auf seinen Weg, und das Volk singt ihm Hosannah! In diesem Augenblicke geht auf dem Plage an der Kathedrale (wo alles das sich ereignet) der Kardinal-Großinquisitor vorüber. Es ist ein fast neunzigjähriger Greis, hoch und aufrecht, mit verdorrtem Antlitz, mit eingefallenen Augen, aus denen aber ein Glanz wie Feuerfunken leuchtet. O, er trägt nicht das prachtvolle Kardinalsgewand, in dem er gestern vor dem Volke geprunkt hat, als man die Feinde des römischen Glaubens verbrannte, nein, in diesem Augenblicke trägt er nur seine alte grobe Mönchskutte. Ihm folgen in gemessener Entfernung seine finsternen Gehilfen und Knechte und die „heilige“ Wache. Er bleibt vor der Menschenmenge stehen und beobachtet aus der Entfernung. Er sieht alles, er sieht, wie man den Sarg zu seinen Füßen niederstellt, sieht, wie das Mädchen aufersteht, und sein Gesicht verfinstert sich. Er runzelt die grauen, buschigen Brauen, und seine Augen leuchten in boshaftem Feuer. Er streckt den Finger aus und befiehlt den Wachen, Christus zu ergreifen. Und so groß ist seine Macht, so dressirt, so unterwürfig, so zitternd gehorsam ist das Volk, daß der Haufe sofort vor den Wachen zurückweicht, und diese, inmitten der plötzlichen Grabesstille, legen die Hand an ihn und führen ihn fort. Sogleich beugt die Menge, wie ein Mann, vor dem alten Inquisitor die Köpfe zur Erde; dieser segnet schweigend den Volkshaufen und schreitet weiter. Im Gefängnis, einem dunkeln, engen Verließ, besucht er ihn in der stillen Nacht. Bist du es? spricht er ihn an, und da er keine Antwort erhält, fügt er rasch hinzu: Antworte nicht, schweige! Und was könntest du auch sagen? Ich weiß es nur zu gut, was du sagen würdest. Du hast nicht einmal ein Recht, irgend etwas dem hinzuzufügen, was du früher gesagt hast. Warum bist du gekommen, uns zu stören? Denn uns zu stören bist du gekommen, und du weißt das selbst. Weißt du aber, was morgen geschehen wird? Ich weiß nicht, wer du bist, und will es nicht wissen, ob du es bist oder nur sein Ebenbild, aber morgen werde ich dich richten und dich auf dem Scheiterhaufen wie den schlimmsten aller Ketzer ver-

brennen, und dasselbe Volk, welches heute deine Füße geküßt hat, wird morgen, auf einen Wink meiner Hand, hinstürzen und mit Kohlen deinen Scheiterhaufen schüren — weißt du das? Und da er noch immer schweigt und den Großinquisitor nur so still mit seinen sanften Augen betrachtet, läßt sich dieser zu einer langen Rede herbei, welche ihm seine Unkenntnis der menschlichen Natur nachweisen soll, die alles eher als jene Freiheit des Gewissens und Glaubens verträgt, welche er ihm schaffen wollte und in seiner Schwärmerei ihm zumutete. Diese Rede des Großinquisitors ist ein Meisterstück tiefsinniger Satire, und merkwürdig charakteristisch für den Dichter in Dostojewsky ist die Art, wie er die Szene beschließt. Wisse, sagt der Großinquisitor, daß auch ich in der Wüste war, daß auch ich mit Heuschrecken und Wurzeln mich nährte, daß auch ich die Freiheit segnete, mit welcher du die Menschen gesegnet hast. Ich bereitete mich vor, mich zu der Zahl deiner Auserwählten zu stellen, zur Zahl der Kräftigen und Starken, dürstete darnach, die Zahl voll zu machen. Ich kehrte aber zurück und stieß auf die Schar derer, die dein Werk verbessert haben. Da verließ ich die Stolzen und kehrte zu den Demütigen zurück, zum Glück für diese Demütigen. Das, was ich dir sage, wird in Erfüllung gehen, und unser Reich wird gegründet werden [die römische Weltherrschaft]. Morgen verbrenne ich dich.“ „Nachdem der Inquisitor ausgeredet hat, wartet er einige Zeit, daß der Gefangene ihm antworte. Sein Schweigen wird ihm drückend. Er hat bemerkt, daß ihn der Gefangene die ganze Zeit über, während er ihn anhörte, still und eindringlich anblickte, und daß er offenbar nicht gewillt ist, zu antworten. Der Alte aber wünscht, daß jener ihm etwas sage, und wenn es auch etwas Bitteres, Schreckliches wäre. Er aber nähert sich schweigend dem Alten und küßt ihn leise auf seinen blutlosen, neunzigjährigen Mund. Das ist die ganze Antwort. Der Alte fährt zusammen. Seine Lippen zittern; er geht zur Thür, öffnet sie und spricht zu ihm: Geh und komm nicht wieder . . . kehr nie zurück . . . niemals, niemals. Und er läßt ihn auf den finstern Marktplatz hinaus. Der Gefangene geht fort.“

Aber alle diese Satire gegen den Aberglauben, gegen die Möncherei, gegen den Heiligenkultus, gegen den Jesuitismus, gegen das kalvinistische Muckertum — alles das tritt bei Dostojewsky hinter der Leidenschaft zurück, mit der er den schlechtthin Ungläubigen, die Materialisten (Claude Bernard), die Atheisten verurteilt. Einer der Brüder Karamasow ist ein solcher Atheist, und der Dichter läßt ihn eben deswegen im Wahnsinn endigen; der andre Bruder, der Verbrecher, hat angeichts der furchtbaren Strafe, die ihm droht, keinen andern Schmerz, als die Qualen, die ihm der beigebrachte Zweifel an die Existenz einer Gottheit verursachen. Alles Unheil in seinem Vaterlande, den wahnwitzig wütenden Nihilismus, die verbrecherische Zerstörungswut, die von ihm ausgeht, führt Dostojewsky auf den Mangel an Gottesglauben zurück. In der dem Ausbruche des Wahnsinns vorangehenden phantastischen Unterredung mit dem Teufel,

beiläufig bemerkt einem der tieffinnigsten Kapitel, sagt dieser jenem Skeptiker unter den Brüdern Karamasow mit Hohn ins Gesicht: „Das sind dort neue Leute, meinstest du sehr entschieden, sie beabsichtigen alles zu zerstören und mit der Menschenfresserei zu beginnen. Die dummen Kerle, sie haben mich nicht um Rat gefragt! Meiner Ansicht nach braucht man nichts zu zerstören, es bedarf nur der Vernichtung der Gottesidee in der Menschheit. Damit hat man das Werk einfach zu beginnen. Damit, damit muß man beginnen — o, ihr Blinden, die ihr das nicht begreift! Sobald nur die Menschheit Mann für Mann sich von Gott losgesagt hat — und ich glaube, daß eine solche Periode, als Parallele der geologischen Perioden, eintreten wird —, alsdann wird ganz von selbst, ohne Menschenfresserei, die ganze frühere Weltanschauung und vor allem die ganze frühere Sittlichkeit fallen. Alsdann bricht all das Neue an. Die Leute werden sich dazu vereinigen, um aus dem Leben alles zu ziehen, was es nur zu bieten vermag, aber unbedingt nur zum Zwecke des Glückes und der Freuden in dieser Welt hinieden.“ (IV, 132.) Man sieht, wie Dostojewsky seine Gottesidee meint: mit ihr steht und fällt ihm jede Sittlichkeit. An einer andern Stelle sagt der jüngere Bruder, Dimitry Karamasow, eben der Verbrecher: „Mich aber martert der Gedanke an Gott. Nur dieses eine martert mich. Wie dann, wenn er nicht existirt? Wie dann, wenn er Recht hat, daß es eine von der Menschheit künstlich erzeugte Idee ist? Denn, wenn er nicht existirt, dann ist der Mensch das Oberhaupt der Erde, des Weltgebäudes. Großartig! Wie aber wird er tugendhaft sein ohne Gott? Eine Frage! Hierüber sinne ich immer. Denn wen wird er dann lieben, dieser Mensch? Wem wird er dankbar sein? Wem wird er einen Hymnus singen? Denn was ist die Tugend? Für mich ist dieses eine Tugend, für den Chinesen jenes — also ein relatives Ding.“ (IV, 46.) Also die Bedeutung seines Gottesbegriffes ist ihm die objektive Einheit aller sittlichen Ideen, die notwendige Einheit, ohne die die Menschheit in ihre Atome zerfällt und sich selbst vernichtet. Die Menschheit aber hat, nach seiner Anschauung, ganz umgekehrt die größte Sorge nach ihrer totalen Zusammenfassung in ein Ganzes. In der Rede des Inquisitors vor seinem Gefangenen heißt es: „Die großen Eroberer, ein Timur und ein Dschingis-Khan, wie Sturmwinde sind sie über die Erde gebläht, als sie darnach strebten, das Weltall zu erobern, aber auch sie haben, wenn auch unbewußt, das selbe große Bedürfnis der Menschheit nach allgemeiner, weltumfassender Vereinigung zum Ausdruck gebracht. Hättest du die Welt und den Purpur Cäsars angenommen, so hättest du das Weltreich gegründet und dem Weltall Frieden geschenkt. Denn wer soll über die Menschen herrschen, wenn nicht diejenigen, die im Besitz ihrer Gewissen, und in deren Händen ihr Brot sich befindet?“ (II, 110.) Und ganz in dem Sinne stellt sich Dostojewskys Zukunftsraum dar, auf dessen Verwirklichung sein inbrünstiges Sehnen gerichtet war: Der Staat — jeder Staat — hat in der Weltkirche aufzugehen; die alles umfassende,

geläuterte, vom Mönchtume befreite, orthodoxe Kirche aber hat nicht Beherrscher, sondern nur Berater und Leiter zu sein. Und von keinem andern erhofft der Dichter die Regeneration seines Vaterlandes, als vom Volke selbst, nicht von den Mönchen und nicht von den Nihilisten: „Vom Volke wird Rußlands Rettung kommen. Das russische Kloster aber stand von jeher zum Volke. Ist aber das Volk isolirt, so sind auch wir isolirt. Das Volk ist gläubig in unsrer Weise, und eine ungläubige Kraft, mag sie auch noch so aufrichtigen Herzens, noch so genialen Geistes sein, wird bei uns, in Rußland, nie etwas ausrichten. Das Volk wird dem Atheisten begegnen und wird ihn bewältigen und wird das einige, rechtgläubige Rußland bleiben. Schätzet das Volk und behütet sein Herz. Erzieht es in der Stille. Das ist eure mönchische Aufgabe, denn dieses Volk trägt Gott im Herzen“ — so die Ermahnungen des Trägers von Dostojewskys geistlichem Ideale. (II, 196.)

Wir haben uns etwas lange bei der allgemeinen Darstellung des Geistes unsers Dichters aufgehalten und haben bisher noch nichts von der Handlung des Romanes der „Brüder Karamasow“ erzählt. Indes scheint uns eben dieser großartige allgemeine Gehalt des jüngern Werkes seine das ältere, „Kaskolnikow“, weitaus überwiegende Bedeutung auszumachen; denn bei dem Einfluß, welchen Dostojewsky auf seine Nation ausübt, liegt in diesen seinen Bekenntnissen für den Ausländer ein eminent kulturhistorisches Interesse; so wie er denkt, darf man annehmen, denkt die Mehrzahl der Gebildeten und zugleich Vernünftigen seiner Nation. Aber Unrecht würden wir seinem Werke thun, wollten wir es nur so einseitig charakterisiren; wollten wir nicht gleich hinzufügen, daß es vom rein epischen Standpunkte, im Reichthum der Handlung, der Gestalten und der packendsten Szenen dem Ideengehalte die Waage hält. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Handlung des Romanes Himmel und Hölle umfaßt, die ganze Stufenleiter sittlicher Gestaltung, die höchste Fülle an verschiedenartigen Charakteren, sodas keine Klasse sozialer Verhältnisse darin fehlen dürfte. Und in allen diesen Verschiedenheiten bewährt sich des Dichters große plastische Kraft. Mag er uns die Seligkeit eines beschaulich frommen Lebens oder die teuflischen Dualen eines an aller Wahrheit und Sittlichkeit verzweifelten Gemütes schildern; mag er uns mit der liebevollsten Hingabe in das Innere unschuldiger und kindlich trotziger Knabenseelen einführen oder zu der ausschweifenden Orgie eines verzweifelten Verbrechers geleiten, der entschlossen ist, sich auf dem Höhepunkte seines wollustigen Rausches eine Kugel durch das Hirn zu jagen; mag er uns in die Psychologie der Liebe, oder, mit dem nur ihm eignen Behagen, in der ausführlichen Mittheilung eines vom Untersuchungsrichter geführten Verhörs in die Psychologie des Verbrechens einführen; mag er den Ton des Evangelisten oder Staatsanwalts, den Ton des analytischen Sceptikers oder den des Schwärmer's anschlagen — Dostojewsky beherrscht alle diese Töne, diese Leidenschaften, diese Charaktere, diese Zustände, und ein Zweifel an der

Wahrheit dessen, was er vorbringt, kann in uns nicht aufkommen. Nicht überallhin werden wir ihm mit gleicher Bereitwilligkeit folgen, seine Art, das eine Faktum von den verschiedenen Gesichtspunkten aus, von denen des Dichters, des Untersuchungsrichters, des Staatsanwaltes, des Verteidigers, der großen Menge und der gebildeten Gesellschaft zu beleuchten, wird uns einen Augenblick vielleicht mißfallen. Aber schließlich werden wir nicht umhin können, die Kunst seiner Komposition zu bewundern, die mit so geistvoll komplizierten Mitteln die Handlung vorwärts bringt.

Diese selbst in ihrer ganzen Breite wiederzugeben, kann hier nicht unsere Aufgabe sein; doch wollen wir in Kürze eine Andeutung derselben versuchen. Ganz im allgemeinen erinnert die Konzeption der „Brüder Karamasow“ an Zola; wie dieser in einer Reihe von Romanen das Frankreich vor der dritten Republik schildern wollte und dabei die Geschichte der Familie Rougeon als Träger der Entwicklung zu grunde legte, so nimmt die Geschichte der Familie Karamasow eine ähnliche Stellung bei Dostojewsky ein, die in ihren einzelnen Gliedern typische Vertreter der russischen Gesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten darstellen sollte. Der vorliegende Roman macht den Anfang dieses großartigen dichterischen Planes: er schildert die nächste Vergangenheit und die Gegenwart; die erhoffte Zukunft darzustellen war dem Dichter nicht mehr gegönnt — kurz nach Erscheinen des Werkes starb er.

Aus vier Personen besteht die Familie Karamasow, aus dem Vater Feodor Pawlowitsch und aus den Söhnen Iwan, Dimitry und Alexei. Der Vater ist ein zügelloser, ausschweifender Mensch, der sich in der schmutzigsten Weise zu einem Kapital verholfen und seine stets der Mitgift wegen erheirateten Frauen in rohester Weise behandelt hat. Die Kinder vernachlässigt er, läßt sie von seinen Dienern auferziehen und sie sich schließlich von mitleidigen Verwandten gern abnehmen, um ungestört das Leben eines Lüstlings führen zu können. Die einzige Maxime des Alten ist: après moi le déluge. Dieser Feodor Karamasow repräsentirt die rohe Vergangenheit. Sein ältester Sohn, Iwan, ist einer von den glänzend gebildeten jungen Leuten unsrer Zeit, mit starkem Verstande und wirklichem Wissensdurst. Durch kritische Aufsätze hat er sich schon einen hoffnungsvollen Namen in früherer Studentenzeit gemacht. Doch glaubt er an nichts mehr in der Welt und hat schon vieles in seinem Leben verworfen und ausgeilgt; er ist ein geschickter Dialektiker, aber ohne eignen innern Halt. Das ist die sich selbst in geistiger Unzucht zugrunde richtende Gegenwart, indes der zweite Bruder Dimitry durch seine Charakterchwäche, durch seine maßlose Genußsucht, seine Gewaltthätigkeit und Rohheit die materielle Unzucht derselben repräsentirt. Das Schicksal dieser drei Gestalten bildet die Handlung des Romans, in dem die sympathischste Gestalt der ganzen Dichtung, der Liebling aller Welt, Alexei, ein Jüngling, der sich in alle Herzen ohne sein Zuthun stiehlt und die Ideale des Dichters verkörpern soll, mehr passiv bei all den Ereignissen

nissen sich verhält. „D, das ist noch ein Jüngling, ein Gottesfürchtiger und Frommer, der im Gegensatz zu der finstern, verderblichen Weltanschauung seines Bruders Iwan sich den »Volksprinzipien« sozusagen anzuschmiegen sucht. In ihm hat, gleichsam unbewußt, jene schüchterne Verzweiflung Ausdruck gefunden, in welcher jetzt so viele in unsrer Gesellschaft, die durch deren Egoismus und Sittenverderbnis geängstigt sind und alles Übel fälschlich der europäischen Bildung zuschreiben, sich dem »vaterländischen Untergrunde« heftig zuwenden, sozusagen der mütterlichen Umarmung des vaterländischen Bodens.“ (IV, 206.) Diese Söhne sind alle fern von ihrem väterlichen Hause aufgewachsen; daß zwischen ihnen und ihrem saubern Vater kein rechtes Verhältnis besteht, ist begreiflich. Der zweite Sohn Dimitry lebt übrigens mit seinem Vater im Streite wegen vermeintlicher Zurückhaltung seines mütterlichen Erbteils. Die Gegensätze schärfen sich, als beide sich für ein und dasselbe, nicht im besten Rufe stehende Mädchen interessieren, bis zur stadtkundigen Feindschaft. Der Sohn haßt seinen Vater als Nebenbuhler umsomehr, und als er durch das ihm vorenthaltene Geld in den Besitz des mit toller Eifersucht geliebten Weibes, wie er meint, kommen mußte. Es kommt zu Schlägereien zwischen beiden, und als schließlich der Alte in seiner Wohnung erschlagen und beraubt gefunden wird, fällt der stark begründete Verdacht auf den eignen Sohn, der nach langen Verhandlungen verurteilt wird, allerdings in „gerichtlicher Irrung,“ denn erschlagen wurde der Vater Karamasow durch seinen eignen Bastard, einen epileptischen Hallunken, der sich erhängt. Der Sohn Iwan, der mit seinem gewaltthätigen Bruder übrigens in einem andern, von diesem fallengelassenen Liebesverhältnisse rivalisirt, hat im Herzen schließlich oft genug den Tod des Alten herbeigewünscht, mehr aus Haß als aus sonstigen Motiven; und in all der Verwirrung bei der Suche nach dem wahren Mörder straft ihn sein eignes unreines Gewissen, und er verfällt in Wahnsinn.

Natürlich laufen eine Menge spannender Nebenhandlungen daneben her, und ein fast unübersehbarer Reichtum interessanter Charaktere breitet sich aus. Auf alles das sei hier nur verwiesen.

Dostojewsky erzählt höchst eigenartig und geistreich fesselnd. Gedanken und Bilder strömen ihm nur so zu, daß er sich ihrer nicht erwehren kann. Am liebsten hält er sich in der dialogischen Form, die den dramatischen Reiz der Charakterentwicklung erhöht. So weiß er neben der Fülle von Ideen, die er austreut, auch für das reine Unterhaltungsbedürfnis seiner Leser zu sorgen, und es dürfte kaum Einen geben, der, einmal in der Lektüre des Romans begriffen, ihn aus den Händen legte, ohne ihn bis zur letzten Seite zu lesen.

Innsbruck.

M. Meßer.

